

HANS MAIER

IDEEN VON 1914 – IDEEN VON 1939?

Zweierlei Kriegsanfänge

Viele Kriege der Geschichte\* sind als Kreuzzüge, Missionsunternehmen, moralische Straf- oder Racheaktionen entstanden oder nachträglich in diesem Sinne deklariert und gerechtfertigt worden. Auch in der Gegenwart fehlt es nicht an solchen Deutungen<sup>1</sup>, obwohl sie eher die Ausnahme bilden. Ein singulärer, aus dem Rahmen fallender Sprachgebrauch liegt freilich vor, wenn ein ganzer Krieg, gar ein Weltkrieg, kurzerhand in eine ideenpolitische Perspektive gerückt wird, wie es die Formel „Ideen von 1914“ ebenso knapp wie provozierend ausdrückt. Für die, die so sprachen, verbarg sich in den Materialschlachten des Weltkriegs, nur den Kundigen sichtbar, ein Geisterkampf der Prinzipien – der Kampf der „Ideen von 1914“ mit den Ideen der Französischen Revolution, die bis dahin in Europa in Geltung standen.

Eröffnet wurde diese Perspektive schon im Weltkrieg selbst: damals fingen Philosophen, Ökonomen, Historiker an, von den „Ideen von 1914“<sup>2</sup> zu reden. Durch ein Buch des schwedischen Staatsrechtslehrers Rudolf Kjellén wurde diese Prägung

\* Vortrag bei der Ringvorlesung der Ludwig-Maximilians-Universität „Der Zweite Weltkrieg und die Gesellschaft in Deutschland. 50 Jahre danach“ am 16. 1. 1990 in München. Die Vortragsform ist bis auf wenige Änderungen und Erweiterungen beibehalten worden; die Anmerkungen wurden hinzugefügt. Für wertvolle Hinweise danke ich Heinz Friedrich, Hermann Nehlsen, Otto B. Roeggele und Hans-Peter Schwarz.

<sup>1</sup> Dwight D. Eisenhower, Kreuzzug in Europa, Amsterdam 1948 u. ö.

<sup>2</sup> Die beste systematische Darstellung, der auch das folgende verpflichtet ist, bietet nach wie vor Hermann Lübke, Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte, Basel/Stuttgart 1963, S. 173–238; vgl. auch Klaus Schwabe, Zur politischen Haltung der deutschen Professoren im Ersten Weltkrieg, in: Historische Zeitschrift 193 (1961), S. 601 ff.; ders., Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1969. Zur historischen Einordnung: Karl Dietrich Erdmann, Der Erste Weltkrieg (= Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 18, Taschenbuchausgabe), München 1980, S. 148 ff. (dort auch die beachtlichen Gegenstimmen!); Hans-Peter Schwarz, Patriotismus in Europa aus der Sicht der Zeitgeschichte, in: Klaus Weigelt (Hrsg.), Patriotismus in Europa. Festschrift für Bruno Heck, Bonn 1988, S. 21 ff.; Les Sociétés européennes et la guerre de 1914–1918. Actes du colloque organisé à Nanterre et à Amiens du 8 au 11 décembre 1988, publié sous la direction de Jean-Jacques Becker et Stéphane Audoin-Rouzeau, Préface de Jean-Baptiste Duroselle, Paris (Nanterre) 1990.

zum geflügelten Wort<sup>3</sup>. Viele Autoren beteiligten sich an dem Diskurs über die „Deutsche Sendung“, die bekanntesten Namen waren Rudolf Eucken, Paul Natorp, Johann Plenge, Max Scheler, Georg Simmel, Werner Sombart, Friedrich Meinecke, Ernst Troeltsch. Noch Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“, 1918 erschienen, sind ein Teil dieser philosophischen Weltkriegsideen. Sie erscheinen uns heute wie eine späte, besonders anschauliche Kodifikation vieler einschlägiger Argumente<sup>4</sup>.

Was spielt sich in diesen Schriften ab? Eine Kriegsphilosophie wird entwickelt, die zugleich eine Metaphysik des Deutschtums ist. „Geistige Landesverteidigung“ wird geübt, und sie äußert sich in offensiven, ja aggressiven Formen. Herausfordernd werden die „Ideen von 1914“ den „Ideen von 1789“ gegenübergestellt: englischer Liberalismus und französische Demokratie – die Weltanschauungen des „Händlers“ und des „Bürgers“ – werden mit dem deutschen Willen zum Staat, zur Einordnung in das Volksganze konfrontiert; der Weltkrieg gilt als Weltbewährungsprobe deutscher Innerlichkeit, als Verheißung auf den kommenden Tag des Deutschen, dem es aufgegeben sei, inmitten einer äußerlichen Zivilisation und Technik die „Kultur der Seele“ zu retten<sup>5</sup>.

Die Frage ist nun: Hat es im Zweiten Weltkrieg eine vergleichbare Diskussion gegeben? Kann man mit einigem Grund nicht nur von „Ideen von 1914“, sondern auch von „Ideen von 1939“ sprechen? Beteiligte sich Philosophie und Wissenschaft in ähnlicher Weise an einer solchen Diskussion wie 1914–1918? Und welche Rolle spielte die 1914 so stark betonte Antithese zu 1789 – zum revolutionären, menschenrechtlichen, demokratischen Europa – in diesem Diskurs?

## I

Die „Ideen von 1914“ sind kein einheitlicher Bestand. Sie enthalten Altes und Neues. In ihnen spiegelt sich einerseits die Demokratiekritik des 19. Jahrhunderts, das Echo Carlyles, Gobineaus, Taines, Nietzsches – darin sind sie Nachklang einer langen, über hundertjährigen Diskussion<sup>6</sup>. Andererseits schlagen sie neue Töne an, treiben Gedanken auf die Spitze, entwickeln Thesen von programmatischer Radika-

<sup>3</sup> Rudolf Kjellén, *Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive*, Leipzig 1915. Die Formel „Ideen von 1914“ geht möglicherweise auf Johann Plenge zurück; so Erdmann (Anm. 2), S. 154. Zu Plenge jetzt Axel Schildt, *Ein konservativer Prophet moderner nationaler Integration. Biographische Skizze des streitbaren Soziologen Johann Plenge (1874–1963)*, in: VfZ 35 (1987), S. 523 ff.

<sup>4</sup> Kurt Sontheimer, *Thomas Mann und die Deutschen*, Frankfurt 1965; Lothar Pikulik, *Die Politisierung des Ästhetischen im Ersten Weltkrieg*, in: Beatrix Bludau/Eckhard Heftrich/Helmut Koopmann (Hrsg.), *Thomas Mann 1875–1975*, Frankfurt 1977, S. 61 ff.; Eckhard Heftrich, *Thomas Manns Verhältnis zum Deutschtum und Judentum*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1* (1988), S. 149 ff., bes. 154 f.

<sup>5</sup> Lübke (Anm. 2), S. 178; Hans Maier, *Ältere deutsche Staatslehre und westliche politische Tradition*, Tübingen 1966, S. 3 ff.

<sup>6</sup> Dies wird besonders bei Autoren wie Rudolf Eucken, Rudolf Kjellén und Thomas Mann deutlich.

lität – darin weisen sie, von heute aus gesehen, auf die Zukunft voraus, auf die Weltanschauungskämpfe, die politisch-ideologischen Frontbildungen der Weimarer Zeit<sup>7</sup>.

Zum Alt-Bestand der Ideen von 1914 gehört vor allem das Gegensatzpaar Kultur-Zivilisation. Es zieht sich durch fast alle einschlägigen Äußerungen hindurch, gelegentlich zur pathetischen Ausschließlichkeit zugespitzt: Kultur, *nicht* Zivilisation. Der Topos selbst hat ein ehrwürdiges Alter, er findet sich schon bei Kant, bei dem jedoch Zivilisation und Kultur in einem Wechselverhältnis stehen, eins das andere ergänzen und vollenden soll<sup>8</sup>. Später verselbständigen sich die Gegensätze: Kultur wird als etwas Schöpferisches, Un-berechenbares der regelhaften mechanischen Zivilisation gegenübergestellt. Solche Antithesen finden sich reichlich im Weltanschauungsgepäck der Vulgärromantik, des Neuidealismus nach 1870, der Lebensphilosophie um 1900<sup>9</sup>. In den „Ideen von 1914“ spitzt sich der Gegenstand zu: auf der einen Seite der Westen, die Briten und Franzosen, als Protagonisten der „Zivilisation“, auf der anderen die Deutschen als Träger der Kultur; auf der einen Seite die „Gesellschaft“, auf der anderen die „Gemeinschaft“; auf der einen Seite Emanzipation und Individualisierung, auf der anderen Disziplin, Ordnung, Staatlichkeit<sup>10</sup>. Bei Rudolf Eucken tritt der Kulturgedanke in enger Verbindung mit der „Innerlichkeit“ der Deutschen auf: denn die Deutschen – und nur sie! – sind zugleich welthaft tätig und innerlich bei sich selbst, sie bilden so die „Seele der Menschheit“ (!), so daß die Vernichtung der deutschen Art „die Weltgeschichte ihres tiefsten Sinnes berauben würde“<sup>11</sup>. Gerade weil Kultur verletzlich ist, verlangt sie nach dem Staat. Der empfindliche Kern deutschen Dichtens, Denkens, Sinnierens bedarf der schützenden Hülle. Dichtung und militärische Disziplin, inneres Reich und „schirmende Wehr“, Taugenichts und Tirpitzflotte – das alles widerspricht sich nicht, es fordert sich gegenseitig. Thomas Mann hat wenige Jahre später in den „Betrachtungen“ diese Gestalt deutscher Kultur als „machtgeschützte Innerlichkeit“ umschrieben – eine berühmte, oft wiederholte Formel. Die so verstandene Kultur wird zum Kern der „Deutschen Sendung“; sie enthält einen Geltungsanspruch, an dem nichtdeutsche Völker nur insofern teilnehmen können, als sie „deutschem Wesen“ nahekommen oder bereit sind, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen.

<sup>7</sup> Lübke, S. 188 ff., 219 ff., 232 ff.; Erdmann, S. 150.

<sup>8</sup> Lübke, S. 193 mit Anm. 1.

<sup>9</sup> Summarisch sei an Autoren wie Paul Anton de Lagarde, Houston Stewart Chamberlain, August Julius Langbehn erinnert.

<sup>10</sup> So vor allem bei Paul Natorp, Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien, Jena 1918. Ähnliche Antithesen finden sich bei Thomas Mann in den „Betrachtungen“ (Geist und Politik, Seele und Gesellschaft, Freiheit und Stimmrecht, Kunst und Literatur usw.), bei Max Scheler, der in seiner Schrift Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg, Leipzig 1915, 1917, deutsches und englisches Denken in Antithesen gegenüberstellt (Kultur und Komfort, Krieger und Räuber, Denken und Rechnen), endlich in der allerprimitivsten Form bei Werner Sombart, Händler und Helden (gemeint sind wiederum Engländer und Deutsche!), München/Leipzig 1915.

<sup>11</sup> Rudolf Eucken, Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes, Stuttgart/Berlin 1914; vgl. Lübke, S. 185.

Im „deutschen Krieg“ von 1914 werden diese Ideen fast selbstverständlich zu Antithesen der „Ideen von 1789“. Der Münsteraner Ökonom Johann Plenge spricht es aus: „Seit 1789 hat es auf der Welt keine solche Revolution gegeben, wie die deutsche Revolution von 1914 . . . Zum zweitenmal zieht ein Kaiser durch die Welt als der Führer eines Volkes mit dem ungeheuren, weltbestürmenden Kraftgefühl der allerhöchsten Einheit. Und man darf behaupten, daß die Ideen von 1914, die Ideen der deutschen Organisation zu einem so nachhaltigen Siegeszug über die ganze Welt bestimmt sind, wie die Ideen von 1789.“<sup>12</sup> Ähnlich äußert sich der schon erwähnte Rudolf Kjellén: für ihn ist der Weltkrieg ein Kampf gegen die „verbrauchten Schlagwörter“ der Französischen Revolution; der Weltkrieg ist ein Kampf zwischen 1789 und 1914 – für 1789 stehen Frankreich-England, für 1914 steht Deutschland. Es geht um den Kampf der *Ordnung* gegen die „zur Zügellosigkeit entartete“ *Freiheit* von 1789. Ein neuer Stern geht auf in diesem Krieg, es ist „der kalte, aber helle Stern der Pflicht, der Ordnung, der Gerechtigkeit“. „Nur wer bereits unter der Anziehungskraft dieses Himmelskörpers steht, kann die Tiefe und den Umfang des Ekels erfassen, mit dem sich die Bekenner der neuen Ideen in der übermächtigen Luft von 1789 noch zurechtfinden.“<sup>13</sup>

Pflicht, Ordnung, Gerechtigkeit: dafür kann im Haushalt der philosophischen Weltkriegsideen auch das Wort *Sozialismus* stehen. Erstaunlich oft wird es in den „Ideen von 1914“ beschworen: als Inbegriff einer neuen Ordnung, die eines Tages, nach dem Krieg, das liberale Zeitalter ablösen soll<sup>14</sup>. Bei Paul Natorp treten diese Züge des Sozialismus schon im Krieg hervor: in der organisierten Produktion, in der gelenkten Versorgung von Front und Heimat. Dieser Sozialismus ist freiwillige Unterordnung unter das gemeinsame Ganze – eine Gesinnung sittlichen Wollens, den Deutschen ebenso eingeboren wie die militärische Disziplin<sup>15</sup>. Ähnlich Plenge: für ihn ist der Weltkrieg ein Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus, wobei sich in Deutschland, das gegenüber den Ideen von 1789 resistent geblieben ist, mit innerer Notwendigkeit das höherwertige Prinzip des Sozialismus durchsetzt: philosophisch als politische Einheit in der totalen Herrschaft moralischen Wollens, praktisch als staatlich organisierte, politisierte Volkswirtschaft. Beides gehört zusammen, denn „in dem Reich der Ideen war Deutschland der überzeugteste Träger aller sozialistischen Träume und in dem Reich der Wirklichkeit der kraftvollste Erbauer der höchstorganisierten Volkswirtschaft“<sup>16</sup>. Hier spannt sich der Bogen von Fichtes nationalökonomischen Vorstellungen zu Spenglers „autoritativem Sozialismus“ und

<sup>12</sup> Johann Plenge, *Der Krieg und die Volkswirtschaft*, Münster 1915, S. 171 ff.

<sup>13</sup> Kjellén (Anm. 3), S. 211 f.

<sup>14</sup> So gehören für Schefer (Anm. 10) Liberalismus und Rationalismus ebenso wie „Kapitalismus“ zu den überwundenen Mächten; für das, was kommen soll, gebraucht er den Begriff des Sozialismus, den er abwechselnd mit einem deutschen und einem christlichen Vorzeichen versieht; vgl. Erdmann, S. 153 f.; Lübke, S. 209 ff.

<sup>15</sup> Zit. bei Lübke, S. 191.

<sup>16</sup> Plenge (Anm. 12), S. 188.

seiner Verbindung sozialistischer und preußischer Traditionen<sup>17</sup>. Deutsche Freiheit erscheint – wie später Troeltsch formulieren wird – als „Synthese aus Staatssozialismus und Bildungsindividualismus“<sup>18</sup> – eine neue Metamorphose der „machtgeschützten Innerlichkeit“.

Liest man die zitierten Texte mit heutigen Augen, so ist man erstaunt über die Selbstsicherheit, das missionarische Bewußtsein, das sich in ihnen ausspricht. Doch wäre dies noch nichts Ungewöhnliches – es findet seine Parallelen auch bei den Weltkriegsgegnern Deutschlands<sup>19</sup>. Erstaunlicher ist die Tatsache, daß Philosophen die Protagonisten der „Ideen von 1914“ sind und daß sich dieser Ideenzug ganz ohne äußeren staatlichen Anstoß, ohne jeden Druck in Bewegung setzt, spontan, aus Überzeugung, von keinem Zweifel angefochten, in unbeirrter und bis 1918, ja darüber hinaus andauernder Geschlossenheit<sup>20</sup>. Der Kriegsdienst des Gedankens wird von der Philosophie keineswegs verlangt, er wird freiwillig angeboten. Die Wissenschaftler wollen nicht schweigen, wo die Waffen sprechen. Sie wollen sich nicht in der Universität einschließen, ihr Forum ist die Nation<sup>21</sup>. Dabei geraten sie nicht selten in das Fahrwasser eines übersteigerten, peinlich wirkenden Chauvinismus.

Gewiß, auch in anderen Nationen gab es im Weltkrieg ähnliche Erscheinungen „kämpfender Wissenschaft“. Die psychologische Kriegführung bediente sich überall eines breiten Arsenal von Ideen und Ideologien<sup>22</sup>. Der Weltkrieg hat, wie könnte es anders sein, überall der Vernunft einen Stoß versetzt und die Leidenschaften der Völker heftig emporschlagen lassen. Freilich wohl nirgends mit soviel missionarischem Ernst, mit soviel bitter entschlossenem Eifer, so viel Beharren auf dem „deutschen Wesen“ und seiner welterlösenden Wirkung wie hier – und dies formuliert in ganzen Reihen von Büchern und Manifesten, verfaßt von Philosophen und Wissenschaftlern internationalen Ranges.

<sup>17</sup> Oswald Spengler, *Preußentum und Sozialismus*, München 1920.

<sup>18</sup> Ernst Troeltsch, *Die deutsche Idee von der Freiheit*, in: *Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden*, hrsg. von Hans Baron, Tübingen 1925, S. 80 ff. (103).

<sup>19</sup> „Der Krieg hat bei allen beteiligten Völkern Rechtfertigungsideologien entstehen lassen. Ihr Wesen besteht darin, den Interessenkonflikt der Nationen durch übernationale Zielsetzungen zu verbrämen“ (Erdmann, S. 148).

<sup>20</sup> Die Übersicht bei Lübke zeigt eindrucksvoll das Anschwellen der „Ideen“literatur in den Jahren 1917/18. Damals erschienen, um nur wenige Titel herauszugreifen: Max Scheler, *Die Ursachen des Deutschen Hasses. Eine nationalpädagogische Erörterung*, Leipzig 1917; Ernst Troeltsch, *Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen*, Berlin 1917; Heinrich Scholz, *Das Wesen des deutschen Geistes*, Berlin 1917; Houston Stewart Chamberlain, *Demokratie und Freiheit*, München 1917; Georg Simmel, *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen*, München/Leipzig 1917; Paul Natorp (Anm. 10); Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, Berlin 1918; Rudolf Eucken, *Deutsche Freiheit. Ein Weckruf*, Leipzig 1919.

<sup>21</sup> Zur Fichte-Nachfolge im Kreis der „Ideen von 1914“ siehe Lübke, S. 196 ff.

<sup>22</sup> Erdmann, S. 148 ff.; Lübke, S. 171 ff.

## II

Pathos und Wirkung dieser Philosophie im Kriegskleid versteht man nur, wenn man sie auf dem Hintergrund der Aufbruchsstimmung sieht, die im Herbst 1914, zu Beginn des Weltkriegs, in Deutschland herrschte. Die Zeitsituation<sup>23</sup> ist oft beschrieben worden: der plötzliche Ausbruch des Krieges nach Jahren dumpfer Erwartung; das Gefühl der Befreiung nach jahrelanger erzwungener Passivität; die Meinung, nun sei ein Befreiungsschlag nach allen Seiten fällig, um die drohende „Einkreisung“ zu brechen; das aus Schmerz und Trotz gemischte Bewußtsein, daß Deutschland in der Welt nur wenige Freunde habe, daß es sich daher heroisch aus eigener Kraft behaupten müsse, unbeirrbar seinem Rufe folgend, „und wenn die Welt voll Teufel wär“. Und in all dem, als Gegengewicht und freudige Entlastung, ein neues Gefühl der Gemeinschaft, des Zusammenrückens, des Wegschmelzens der Unterschiede und Gegensätze<sup>24</sup> im Sinne des (wohl von Harnack formulierten) Kaiserwortes: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“

Dies war die Volksstimmung<sup>25</sup>, die selbst einen so zarten Pazifisten wie Rainer Maria Rilke im August 1914 ausrufen ließ: „Heil mir, daß ich Ergriffene sehe.“<sup>26</sup> Julius Meier-Graefe, ein Ästhet auch er, schrieb zur gleichen Zeit: „Wir sind andere seit gestern. Der Streit um Worte und Programme ist zu Ende. Wir kämpften gegen Windmühlen. Manchem war die Kunst ein Zeitvertreib ... Was uns fehlte, der Inhalt, das, Brüder, gibt uns die Zeit ... Keine gemächliche Hingabe mehr! Aus Feuerschlünden, aus Not und Blut, aus Liebe und heiligem Haß wird uns Erlebnis.“<sup>27</sup> Rudolf Alexander Schröder übersandte am 1. September 1914 sein Kriegsgedicht „Heilig Vaterland“ dem Freunde Hugo von Hofmannsthal in Wien mit den

<sup>23</sup> Jüngster Überblick mit eingehender Darstellung der Forschungsprobleme: Klaus Hildebrand, *Deutsche Außenpolitik 1871–1918* (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, hrsg. von Lothar Gall, Bd. 2), München 1990, bes. S. 43 ff., 85 ff., 118 ff.

<sup>24</sup> Bezeichnend für die nationale Aufbruchsstimmung im Spätsommer 1914 ist z. B. die Reaktion Max Webers: „Denn *einerlei*, wie der Erfolg ist – dieser Krieg ist groß und wunderbar“ (Brief vom 28. 8. 1914). Nach Meinung Webers muß er geführt werden, um die Aufteilung der Welt unter „angelsächsische Konvention“ und „russische Bürokratie“ zu verhindern (beide Zitate bei Wolfgang J. Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920*, Tübingen 1959, S. 208 f.). Webers *Weltkriegspublizistik* weist viele Berührungen mit den „Ideen von 1914“ auf: Max Weber, *Zur Politik im Weltkrieg. Schriften und Reden 1914–1918*, hrsg. von Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Gangolf Hübinger (= Max Weber Gesamtausgabe, hrsg. von Horst Baier, M. Rainer Lepsius u. a., Abt. I: Schriften und Reden, Bd. 15), Tübingen 1984.

<sup>25</sup> Gegenüber einer allzu pauschalen Sicht muß freilich darauf hingewiesen werden, daß es z. B. in einer Großstadt wie Hamburg auch distanziertere Haltungen gab: Volker Ullrich, *Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 1982.

<sup>26</sup> Rainer Maria Rilke, *Fünf Gesänge. August 1914 (II)*. Zur späteren „Zurücknahme“ dieser unter dem Eindruck damaliger Hölderlin- und Heym-Lektüre entstandenen Verse siehe den von Joachim W. Störck bearbeiteten Katalog des Deutschen Literaturarchivs Marbach: Rainer Maria Rilke 1875/1975, München 1975, S. 190 f.

<sup>27</sup> *Das 20. Jahrhundert. Von Nietzsche bis zur Gruppe 47* (= Marbacher Kataloge, hrsg. von Bernhard Zeller, Nr. 36), München 1980, S. 157 f.

Worten: „Ich denke mit so viel Freude daran, wie oft wir in Wien und in Berlin zusammengesessen haben und über unsere lieben, herrlichen Vaterländer geredet haben. Wir schön ist es, daß Du ein Österreicher bist und ich ein Deutscher bin, ein Norddeutscher, und daß nun alles Deutsche sich in einem ungeheuersten Moment im Tiefsten als untrennbar heilig verbunden erkannt hat. Wer das erlebt hat, der soll ruhig sterben gehen. Größeres kann ihm weder die vergangene noch die zukünftige Geschichte unseres Erdensternes bieten.“<sup>28</sup>

Von solch hochfliegender, euphorischer Stimmung sind wir im September 1939 weit entfernt. Der Zweite Weltkrieg<sup>29</sup> beginnt tonlos. Kein klingendes Spiel, keine kaiserliche Botschaft, keine nationale Umarmung, kein Hauch eines freudig bejahten übermächtigen Schicksals; statt dessen eher Passivität, Betroffenheit, Ergebung ins Unvermeidliche. Zeugnisse in- und ausländischer Beobachter stimmen darin überein, daß es im September 1939 in Deutschland wenig Kriegsbegeisterung gab. Im Rückblick drückt ein Bericht aus dem bayerischen Schwaben es so aus: „Die Reservisten packten ihre Koffer und schritten zu den Bahnhöfen . . . Nirgends wurden sie offiziell verabschiedet, wie man dies aus den Augusttagen von 1914 wußte, wo in Krumbach und Thannhausen die Züge auf den Bahnhöfen mit Blumen geschmückt wurden und ‚Die Wacht am Rhein‘ aus den Waggons erklang. Die Reservisten von 1939 rückten ohne sonderliche Begeisterung ein . . . Aber sie gingen ohne Verbitterung, und das Auffallende war die große Ruhe, die die meisten an den Tag legten. Ein Augenzeuge beschrieb . . . die Zuversicht in etwa so: ‚Es ist bisher immer gut gegangen, es wird wieder gut gehen.‘“<sup>30</sup> Mancher dachte wohl zurück an den „Blumenfeldzug“ gegen Österreich 1938 und an den „Kartoffelfeldzug“ des gleichen Jahres, der die Sudetenkrise beendete – damals war den Soldaten das Äußerste erspart geblieben. Erst allmählich verbreitete sich im August-September 1939 das Gefühl, daß es diesmal nicht so glimpflich abgehen werde, daß nicht einfach ein halber Droh- und Blitzkrieg, sondern ein neuer Weltkrieg vor der Tür stand.

Nicht Begeisterung, sondern fast Verlegenheit auch im Zentrum des Geschehens, in Berlin. Birger Dahlerus, der schwedische Vermittler, der sich damals in der Britischen Botschaft aufhielt, berichtet: „Die Straßen wirkten recht verlassen und die von der englischen Botschaft aus zu beobachtenden Passanten sahen – mit wenigen Ausnahmen – schweigend zu, wie Hitler zur Reichstagssitzung vorüber fuhr.“<sup>31</sup> „Bei- nahe verödet“ erschien dem Berliner Korrespondenten der Neuen Zürcher Zeitung

<sup>28</sup> Das 20. Jahrhundert, S. 159 f.

<sup>29</sup> Zum folgenden: Lothar Gruchmann, Der Zweite Weltkrieg. I. Kriegführung und Politik, München/Lausanne 1969; Karl Dietrich Erdmann, Der Zweite Weltkrieg (= Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 21, Taschenbuchausgabe), München 1989; Helmut Altrichter/Josef Becker (Hrsg.), Kriegsausbruch 1939. Beteiligte, Betroffene, Neutrale, München 1989; Martin Broszat/Klaus Schwabe (Hrsg.), Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg, München 1989.

<sup>30</sup> Entnommen aus: Heimatpost der Stadt Krumbach, Krumbach/Schwaben 1989, S. 22.

<sup>31</sup> Max Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945, Bd. II, 1, Wiesbaden 1973, S. 1311.

der Straßenzug Unter den Linden am Morgen des 1. September 1939<sup>32</sup>. Und was bekamen die Reichstagsabgeordneten – Göring hatte ihre Reihen mit Parteifunktionären aufgefüllt, da nicht alle Mitglieder des Hauses pünktlich in Berlin eintrafen – von Hitler zu hören? Rechtfertigungen, Hinweise auf den Polen gegenüber an den Tag gelegten „Friedenswillen“, auf seine „endlose Langmut“, Auftrumpfen mit dem deutsch-russischen Bündnis, auffällige Zurückhaltung gegenüber England, eine prophylaktische Kriegsschuldabwälzung<sup>33</sup> und am Ende das Bekenntnis, er werde den feldgrauen Rock „nur ausziehen nach dem Siege“ oder er werde „dieses Ende nicht erleben“<sup>34</sup>. Kein Wunder, daß selbst der Beifall der Reichstagsabgeordneten, wie bei früheren Gelegenheiten, „befehlsgemäß, aber dünn“ war<sup>35</sup>.

„Die Stadt macht einen leeren und deprimierten Eindruck“, notierte Helmuth James Graf Moltke einen Tag später. „Noch sind aber die Botschafter von England und Frankreich da; ihre Abreise wird für heute abend erwartet . . . Über die weitere Entwicklung scheint man hier folgendes zu vermuten: die Engländer und Franzosen werden morgen anfangen zu schießen; man hofft, daß Italien neutral bleiben und nicht zu den Franzosen übergehen wird.“ Und wieder einen Tag später: „Man ist noch nicht in der rechten kriegsmäßigen Gemütsverfassung; es ist einem nur mies . . . Die Atmosphäre hier ist schrecklich. Ein Gemisch von Ausweglosigkeit und Trauer.“ Und noch einen Tag später: „Hier herrscht eine Stimmung, die sich bis zum physischen Übelsein steigert. Es könnte garnicht schlimmer sein . . . Ich habe den Eindruck, daß niemand eine Vorstellung davon hat, wie dieser Krieg eigentlich geführt werden soll. Man wartet wohl darauf zu sehen, welche Form die Angriffe der Engländer und Franzosen nun annehmen werden; ob sie einen großen Luftkrieg im Westen in Gang bringen, oder was sonst. – Rosig aber beurteilt niemand die Lage.“<sup>36</sup>

Gewiß, Moltke war ein regimekritischer Geist, und er verfügte über Informationen, die andere nicht hatten. Stellen wir seinen Briefnotizen die Tagebucheintragen des Hauptmanns Ernst Jünger gegenüber, der damals in Celle Dienst tat. Am 1. September erfährt Jünger vom Kellner beim Frühstück, daß die Deutschen in Polen einmarschiert sind. Am Abend geht er zu einer Verabredung an die Schloßbrücke. „Die alte Heidestadt war finster, und die Menschen bewegten sich wie Zaubwesen in einem Minimum an Licht. Das Schloß erhob sich, von einem matten,

<sup>32</sup> Ebenda, S. 1311 (Anm. 886).

<sup>33</sup> Wolfram Wette, *Ideologien, Propaganda und Innenpolitik als Voraussetzungen der Kriegspolitik des Dritten Reiches*, in: *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, Bd. I, Stuttgart 1979, S. 25 ff., 128 ff.

<sup>34</sup> Text der Rede bei Domarus (Anm. 31), S. 1312–1317. William L. Shirer, *Das Jahrzehnt des Unheils* (Neuausgabe 1989) berichtet als Ohrenzeuge: „Meine Vermutung, Hitler werde sich, der Gelegenheit angemessen, in blendender Form befinden, trog: Er wirkte zerfahren, nervös und so, als sei er, notierte ich in mein Tagebuch, „bestürzt über die Lage, in der er sich befand, und wisse nicht recht, wie er da herauskommen sollte“ (S. 331).

<sup>35</sup> Domarus, S. 1317; Josef Becker, *Weltmacht oder Untergang. Der Weg von Hitlers Reich in den Zweiten Weltkrieg*, in: *Altrichter/Becker* (Anm. 29), S. 21 ff. (22).

<sup>36</sup> Helmuth James v. Moltke, *Briefe an Freya*, München 1988, S. 60 ff.



blauen Schimmer überrieselt, wie der alte Palast in einer Märchenstadt. Wie schwe-relose Tänzer glitten Menschen auf Rädern durch die Dunkelheit. Und hin und wie-der klatschte ein schwerer Karpfen aus dem Graben, der den Schloßpark säumt. Gleich diesen Tieren schnell uns die Lust zuweilen in ein fremdes, leichteres Ele-ment.

Dann im Café. Man tritt in Licht, Musik und Gläserklirren wie in geheime Feste und Albenhöhlen ein. Dazu dann wieder Rundfunkstimmen, die Bombenwürfe mel- den und den Menschen drohen.“

Eine Notiz vom 4. Oktober berichtet von einem Übungsritt von Blankenburg bis auf den Exerzierplatz von Halberstadt, „am Gläsernen Mönch vorbei, in einem Zustand von Abwesenheit, der zu der strengen Einordnung der Person in starkem Gegensatz stand“. Und wenige Tage später: „Der Krieg gleicht dem Leviathan, von dem nur ein paar Schuppen oder eine Flosse sich aus den Fluten heben – der Stoff ist zu massiv, als daß der Blick ihn gliedern könnte, und dadurch erwächst ein Zustand der Unwirklichkeit.“ Und, besonders deutlich, eine Eintragung aus Karls-ruhe vom 2. Dezember 1939: „Begonnen: Hebbels Briefe, eine Lektüre, die mich neben seinen Tagebüchern schon öfters im Leben stärkte und kräftigte. Es tut uns immer wohl zu wissen, daß schon einmal jemand auf dieser Galeere weilte und daß er sich würdig auf ihr verhielt.“<sup>37</sup>

Der Ton ist aufschlußreich. Unwirklichkeit, Albenhöhlen, Abwesenheit, die Flosse des Leviathans, die Galeere – das klingt anders als die „frohe, sichere Not“, die „treibenden Tage“, die „gewaltige Luft“ des Kriegsbeginns von 1914<sup>38</sup>. Sieht man von wenigen unverbesserlichen Nazi-Barden ab, so ist der Beginn des Zweiten Welt- kriegs in Deutschland kaum verklärt und kaum gefeiert, eher wie ein übermächtiges Schicksal somnambul und passiv hingenommen worden<sup>39</sup>. Das gilt für zahlreiche Soldaten und Zivilisten, Autoren, Künstler – es gilt auch für Prediger. Man vergleiche etwa die überbordenden Kriegspredigten von 1914<sup>40</sup> mit dem – von Ausnahmen abgesehen – sachlichen, inständigen, teilnehmenden Ton, der viele geistliche Äuße- rungen von 1939 kennzeichnet. Der Berliner Bischof Konrad von Preysing z. B. spricht in seinem Hirtenwort vom 15. September 1939 nicht vom gerechten Krieg, wohl aber vom „Gebet von Gerechtfertigten zum gerechten Gott“ – und er erinnert

<sup>37</sup> Ernst Jünger, Gärten und Straßen, Berlin 1942, Eintragungen vom 1. 9., 4. 10. und 2. 12. 1939. – Jünger nahm im Frühjahr 1940 am Frankreichfeldzug teil, wurde im Februar 1941 auf Wunsch General Speidels ins Stabsquartier nach Paris berufen. Eine zweite Auflage von „Gärten und Straßen“ konnte nicht mehr erscheinen, als die Zensoren merkten, was hinter der Eintragung vom 29. 3. 1940 („Dann zog ich mich an und las am offenen Fenster den 73sten Psalm“) stand: „Anfechtung und Trost der Frommen beim Glück der Gottlosen“.

<sup>38</sup> Siehe Anm. 26 (Gesänge I und II).

<sup>39</sup> „Die Passagiere sprachen kaum vom Krieg. Alles schien wie sonst. Nirgends Erregung oder gar Begeisterung. Am Bahnhof in Offenburg, wo wir den August 1914 erlebt hatten, überfiel uns der kaum zu fassende Unterschied“ (Gerd Tellenbach, Aus erinnertes Zeitgeschichte, Freiburg 1981, S. 53).

<sup>40</sup> W. Pressel, Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands, 1967; Hein- rich Missalla, „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918, 1968.

nicht an den Schlachten- und Siegesgott, sondern an den Heiland am Ölberg, „zitierend vor dem Furchtbaren, das er voraussah“<sup>41</sup>.

So hat es denn zu Beginn des Zweiten Weltkriegs auch keine „Ideen von 1939“ gegeben, keinen freiwilligen geistigen Kriegsdienst der Philosophen, Ökonomen, Historiker, nichts, was man der breiten wissenschaftlichen und publizistischen Bewegung von 1914–18 an die Seite stellen könnte. Eine „Metaphysik des Krieges“, wie sie damals Max Scheler entwarf<sup>42</sup>, ist im Zweiten Weltkrieg nicht mehr entstanden, vom „Genius des Krieges“, vom Krieg als „positiver Welteinrichtung“ hat man kaum mehr zu sprechen gewagt. Eine „Weltbewährungsprobe deutscher Innerlichkeit“ sah niemand mehr in dem mörderischen, rasch in Verrohung und Barbarei abstürzenden Ringen. Und für diejenigen, die den Krieg nicht aus der Ferne bedachten, sondern aus der Nähe erlitten, galt die Maxime, die Hermann Lenz in seinem Roman „Neue Zeit“ (1975) formulierte: „Alles sehen, alles hören, alles spüren, alles riechen, was sich dir hier zeigt. Laß es in dich eindringen, nimm daran teil, dann wird es dir klar. Du bist jetzt hier hineingestellt; ausweichen kannst du nicht mehr. Freilich, mehr als daß du es erträgst, bleibt dir nicht übrig.“<sup>43</sup>

Allerdings: die überraschenden Kriegserfolge der Jahre 1939/40 haben bei manchen Skeptikern die Stimmung – wenigstens vorübergehend – wieder umschlagen lassen. Es dürfte zutreffen, was Carl Friedrich von Weizsäcker im Rückblick auf jene Jahre schreibt: „1939 haben die Deutschen den Krieg nicht, wie 1914 die meisten Europäer, begeistert begrüßt, sondern in dumpfer Ergebnisheit als Schicksal hingenommen. Hitlers Siege 1940 brachten ihm noch einmal die Zustimmung der Mehrheit im Volk, auch unter den Intellektuellen. Bis 1945 hielt, noch in der sichtbar werdenden Niederlage, das Gehorsamsgefüge, bestärkt durch die Angst vor den Russen und auch durch eine nationale Solidarisierung unter dem Eindruck der westlichen Luftangriffe.“<sup>44</sup> Behutsamer, aber in ähnlichem Sinn, äußert sich Gerd Tellenbach in seinem autobiographischen Rückblick: An der „deutschen Endniederlage“ habe er nie gezweifelt – „mit Ausnahme der drei Monate nach dem Zusammenbruch Frankreichs, also von Juli bis September 1940“<sup>45</sup>.

<sup>41</sup> Hirtenwort des Bischofs Konrad von Berlin, in: Amtsblatt des Bischöflichen Ordinariats Berlin, 15. Sept. 1939, 54. Vgl. auch Kardinal Bertram, Herr, laß uns stark sein. Bischofsworte an Front und Heimat, Freiburg 1939, S. 5: „Im Kriege wie im Frieden fällt kein Haar vom Haupte ohne den Willen unseres himmlischen Vaters. Sollte der eine oder andere sein Leben lassen müssen, nun, so weiß er, es war Gottes heiliger Wille, und Gott hat ihm das Los bestimmt. Mit dieser christlichen Gesinnung, mit diesem Gottvertrauen treten wir vor den Thron Gottes.“ (Ich verdanke den Hinweis auf diese beiden Texte Antonia Leugers, München).

<sup>42</sup> Max Scheler, *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg* (Anm. 10).

<sup>43</sup> Hermann Lenz, *Neue Zeit*, Frankfurt 1975, S. 185; dazu Dolf Sternberger, *Laudatio auf Hermann Lenz*, in: *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1978*, II, S. 69 ff.

<sup>44</sup> Carl Friedrich von Weizsäcker, *Hitler und die Deutschen*, in: *Weizsäcker, Bewußtseinswandel*, München/Wien 1988, S. 289 ff. (297).

<sup>45</sup> Tellenbach (Anm. 39), S. 54.

III

Aber haben nicht wenigstens die Nationalsozialisten oder die, die ihnen nahestanden, sich ihnen andienten, sie interpretierten – haben sie nicht „ihren Krieg“ gerechtfertigt? Gab es nicht Theorien, Begründungen, Apologien für den Eroberungszug der deutschen Armeen, für die neue Großmachtpolitik und Großraumordnung? Gewiß, es gab sie – es gab sie sogar vermehrt, je länger der Krieg sich hinzog. Aber sie waren doch mehr nachträgliche Deutungen als Zielvorgaben – ein nachgeschickter Kommentar, kein Fanfarenstoß und kein Programm. Und wie repräsentativ sind sie? Das muß von Fall zu Fall untersucht werden<sup>46</sup>, und dabei spielt nicht nur die gelenkte öffentliche Meinung im NS-Staat eine Rolle, auch die zahlreichen Rivalitäten unter den NS-Größen und -Institutionen, die Streitigkeiten im eigenen Lager, die Eiferstüchteleien und Kämpfe zwischen Gelehrten und Publizisten wollen bedacht sein.

An sich schien Hitler die Deutung „seines Krieges“ den Interpreten leicht gemacht zu haben. Hatte er nicht schon in „Mein Kampf“ ein Programm der Expansion (und keineswegs nur der Revision von Versailles) entwickelt, hatte er nicht für Deutschland die Alternative „Weltmacht oder Untergang!“ aufgestellt? Hatte er nicht mit schwer überbietbarer Deutlichkeit gesagt: „Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schließen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft“<sup>47</sup>? Man sollte denken, daß die Interpreten des beginnenden Zweiten Weltkriegs diese Sätze Hitlers in den Mittelpunkt ihrer Deutungen gestellt hätten. Doch dies war keineswegs der Fall. Der Grund ist deutlich: die NS-Propaganda war von 1933–1938 auf Friedenstöne geschaltet worden; Hitler kriegerische Absichten zu unterstellen, galt als Hochverrat und wurde entsprechend verfolgt<sup>48</sup>. Nicht nur das Ausland, auch die deutsche Öffentlichkeit wurden mit Friedensparolen geradezu überschüttet. Das tat seine Wirkung – so sehr, daß sich das Regime 1938, als ein europäischer Krieg in Sicht kam, sogar Sorgen über die mangelnde Kriegsbereitschaft in der deutschen Bevölkerung machte. In einer Geheimrede vor deutschen Verlegern am 10. November 1938 sah sich Hitler denn auch genötigt, die, wie er sagte, „pazifistische Platte“ abzusetzen und die psychologische Mobilmachung für den kommenden Krieg voranzutreiben<sup>49</sup>.

Daß das Wort Krieg bis 1938 tabuisiert war, daß es lebensgefährlich war, von einer zielbewußten Kriegspolitik zu sprechen, daß Hitler bis zuletzt immer wieder seine friedlichen Absichten hervorkehrte – dies alles erklärt, weshalb die nationalso-

<sup>46</sup> Beherzigenswerte methodische Hinweise bei Klaus Schwabe, *Deutsche Hochschullehrer und Hitlers Krieg (1936–1940)*, in: Broszat/Schwabe (Anm. 29), S. 292 f., 311 f., 328 ff.; vgl. auch Josef Becker (Anm. 35), S. 37 f.

<sup>47</sup> Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1934, S. 742; vgl. Schwabe, S. 291 ff.; Becker, S. 31 ff.

<sup>48</sup> Nachweise bei Schwabe, S. 291 f.

<sup>49</sup> *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg* (Anm. 33), S. 141; Schwabe, S. 292.

zialistischen Erklärer und Deuter im September 1939 ohne ein großflächiges Gesamttableau, ohne eine Theorie des Ganzen dastanden. Es fehlte ihnen der Paspartout zu den Ereignissen. Ohnehin war alles anders gekommen, als es im Drehbuch der Partei gestanden hatte: Statt Rußland zu erobern, hatte man sich mit dem bolschewistischen Erzfeind verbündet; statt durch Polen nur hindurchzumarschieren, mit Erlaubnis der dortigen Regierung, war man dabei, es niederzuwerfen. Italien drohte sich als Bundesgenosse zu verweigern. England hatte – in der nationalsozialistischen Optik – die dargereichte Freundschaftshand ausgeschlagen. Statt eines weiteren Droh- und Blitzkriegs gegen ein Land war ein neuer Weltkrieg ausgebrochen. Hitlers ratlose Frage an Ribbentrop nach dem Eintreffen des britischen Ultimatums vom 3. September „Was nun?“ gibt nur wieder, was sich damals als Stimmung auch unter den Paladinen auszubreiten drohte: Skepsis, Unsicherheit, Ratlosigkeit.

Am frühesten fanden die „Nationalsozialistischen Monatshefte“ (Herausgeber Alfred Rosenberg) die Sprache wieder<sup>50</sup>. In einem Heft vom September 1940 entwickelt dort A. Sanders die Idee eines kommenden „Ariergroßraums“, der vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean reicht. Mittelpunkt dieses Großraums sollte Kontinentaleuropa mit seinen beiden „ozeanischen Toren“ sein, dem Rheinmündungsgebiet und Genua (beide im Besitz der neuen Mächte Großdeutschland und Italien). „Deutschland und Italien übernahmen 1939/40 den historischen Auftrag, die Souveränität Kontinentaleuropas zu erringen und seine Völker zu einer neuen und großen Zukunft zu führen.“<sup>51</sup> Werner Daitz entwirft im gleichen Heft al fresco eine „Neuordnung Europas aus Rasse und Raum“: „So spaltet sich denn heute die Welt erneut auf in rassisch gebundene Kernräume, in die nun Teile der in den letzten vier Jahrhunderten neu entdeckten Erdräume als Randgebiete oder Kolonien mit einbezogen werden, und in solche Räume, die durch Umartung (!) der dorthin übersiedelten Bewohner anderer Lebensräume nun nach eigenem Gesetz von Blut und Boden als neue rassisch gebundene Lebensräume auftreten.“<sup>52</sup> Diese ebenso

<sup>50</sup> Aus dem redaktionellen Vorspruch des Septemberheftes 1940 geht hervor, daß es um eine neue Deutung nationalsozialistischer Europapolitik aus aktuellem Anlaß ging: „Reichsleiter Alfred Rosenberg hat umfangreiche wissenschaftlich-politische Forschungen über kontinentaleuropäische Probleme eingeleitet, die zusammenfassend ein Bild dessen vermitteln sollen, was wir heute unter Europa und seinen Aufgaben verstehen. In diesem Heft der ‚Nationalsozialistischen Monatshefte‘ wird ein vorläufiger Bericht aus der laufenden Forschung über einzelne Probleme und Sachbereiche erstattet“ (S. 513 f.).

<sup>51</sup> A. Sanders, Bemerkungen zur kontinental-europäischen Entwicklung, in: Nationalsozialistische Monatshefte, Sept. 1940, S. 516 ff. (528). Sanders ist der Meinung, daß es schon im Ersten Weltkrieg um einen Kampf zwischen Übersee und dem Kontinent gegangen sei. Während jedoch „im Weltkrieg das Bewußtsein von dem tiefsten Sinn der Auseinandersetzung noch fehlte, ist der 1939 ausgebrochene Krieg eine klare und bewußte Auseinandersetzung um die Befreiung der Völker Kontinentaleuropas von der Unterjochung durch die Weltorganisation, die auf ihren Fahnen die Errichtung einer Weltherrschaft geschrieben hat“ (S. 528).

<sup>52</sup> Werner Daitz, Neuordnung Europas aus Rasse und Raum, ebenda, S. 529 ff. Als demokratisches Alibi für eine solche „Neuordnung der Welt nach rassisch gebundenen Lebensräumen“ wird – nicht eben logisch – ein „Selbstbestimmungsrecht der Kontinente“ bemüht (S. 530).

vage wie gewalttätige Vision von Land und Meer und Rasse gewinnt ein Jahr später, mit dem Kriegseintritt der Sowjetunion und der USA, zusätzliche politisch-historische Akzente. Für Karlheinz Rüdiger gipfeln die Ideen der Aufklärung und der Französischen Revolution in der von Rußland angeführten sozialistischen Internationale, denn „der Bolschewismus hat die liberale Idee der Revolution des Westens übernommen“<sup>53</sup>. Im Westen erstreben Frankreich, England und die USA ein Weltreich der Freiheit; wenn auch politisch verschieden vom Osten, so doch „geistig auf gleicher Ebene“. Wiederum steht das Deutsche Reich in der Mitte: gegen die östliche Anarchie und gegen die abstrakten Ideologien des Westens vertritt es einen politischen Ordnungsgedanken, der nicht Eroberung, nicht Unterjochung, sondern Zuordnung heißt. Der „Imperialismus der Gewalt und Intervention“ soll ebenso überwunden werden wie die mechanistische Idee eines internationalen Weltstaaten-systems. Gegen bolschewistische Anarchie und westliche Auflösung steht „der politische Ordnungskörper des Reiches“, steht die Idee einer organisch gewachsenen Völkergemeinschaft<sup>54</sup>.

In diesen Zusammenhang gehört auch die von Lothar Gruchmann eingehend untersuchte Vorstellung einer „deutschen Monroe-Doktrin“<sup>55</sup>. Sie entfaltet sich im Krieg, hat jedoch ihre Wurzeln schon in der Vorkriegszeit. So hatte die geopolitische Schule Karl Haushofers bereits vor 1939 die Neuaufteilung der Erde in mehrere regionale Kontinentalsysteme proklamiert und das Ende der überseeischen Reiche und des freien Welthandels vorausgesagt. „Diese Neuverteilung stelle die Übertragung der ursprünglichen Monroe Doctrine ... auf andere Regionen dar. Die geopolitische Richtung innerhalb der Großraumtheorien des Dritten Reiches sah daher in der Monroe Doctrine das Vorbild für die Bildung eines europäischen Großraumes im Sinne eines ‚Mehrvölker-Lebensraumes‘ (G. Jentsch), der die wirtschaftspolitische Konsolidierung und politisch-strategische Isolierung des gemeinsamen Lebensraumes mehrerer Völker beinhalte.“<sup>56</sup>

Zu einer offensiven Theorie weiterentwickelt, erscheint diese neuverstandene Monroe-Doktrin im Werk Carl Schmitts. Auch für ihn ist der Zweite Weltkrieg ein Kampf um die neue Großraumordnung unter deutscher Führung<sup>57</sup>. Soll sich diese

<sup>53</sup> Karlheinz Rüdiger, Die Freiheit Europas wird im Osten erkämpft, in: Nationalsozialistische Monatshefte, August 1941, S. 643 f. (646).

<sup>54</sup> Ebenda, S. 647.

<sup>55</sup> Lothar Gruchmann, Nationalsozialistische Großraumordnung. Die Konstruktion einer ‚deutschen Monroe-Doktrin‘, Stuttgart 1962.

<sup>56</sup> Gruchmann, S. 21.

<sup>57</sup> Schmitts einschlägige Arbeiten – vorbereitet schon in den Jahren 1937 und 1938 – setzen unmittelbar nach dem Einmarsch der Wehrmacht in die „Rest-Tschechei“ (15. 3. 1939) und der Vereinigung des Memellandes mit dem Deutschen Reich (23. 3. 1939) mit einem programmatischen Vortrag an der Universität Kiel ein, in dem das Großraumprinzip als Bauelement einer künftigen Theorie des Völkerrechts entwickelt wird (1. 4. 1939). Die daraus erwachsene Schrift: Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte, Berlin/Wien 1939, ist vor allem in der dritten Ausgabe (1941) auf die politische Zeitsituation bezogen (das nationalsozialistische Reich

Großraumordnung entfalten und behaupten, so muß jede Intervention „raumfremder“ Mächte unterbunden werden. Es gilt also, das „Nichtinterventionsprinzip“ der Monroe-Doktrin zu verallgemeinern und es auf alle Großräume auszudehnen, derart, daß „Raumfremdheit“ und „Raumzugehörigkeit“ zu neuen Unterscheidungskriterien des Völkerrechts werden. An die Stelle einer universalen, im Individualismus und Liberalismus gründenden Rechtsordnung treten konkrete, durch Freund-Feind-Konstellationen, also politisch, organisierte Großräume<sup>58</sup>. Die Großraumordnung wird zur Antithese des „universalen Interventionismus“, der das alte, jetzt vergehende Zeitalter des Völkerrechts prägte<sup>59</sup>.

Wie historische Reste treiben in diesen großflächigen Entwürfen Elemente der alten „Ideen von 1914“ mit: so die Absage an 1789 (Goebbels pflegte zu sagen, mit dem NS-Regime sei das Jahr 1789 rückgängig gemacht worden<sup>60</sup>!), so die nunmehr endgültig ins Übermenschliche und Absurde gesteigerte Deutschtumsmetaphysik<sup>61</sup>, so die – nun schon ein wenig altmodische – Entgegensetzung von Kultur und Zivilisation. Vielleicht am merkwürdigsten ist das lange und positive Überdauern des Wortes *Sozialismus*. Als Robert Ley als oberster Arbeiterführer des Dritten Reiches im Krieg – wie einst Max Scheler<sup>62</sup> – nach den Ursachen des Deutschenhasses fragt, da ist für ihn die Antwort klar: „Unser Sozialismus – der Haß der Welt!“<sup>63</sup> „Der Nationalsozialismus ist eine Synthese aus Nationalismus und Sozialismus . . . Nationalsozialismus ist damit die göttliche und naturgebundene Voraussetzung, um den Sozialismus im höchsten und wahrsten Sinne zu verwirklichen . . .“ Der Nationalsozialismus hat „die Plutokraten vernichtet“, die „Plutokratien entmachtet“. Daher ist

als „starke und unangreifbare Mitte Europas“; die „Tat des Führers“, die „dem Gedanken unseres Reiches politische Wirklichkeit, geschichtliche Wahrheit und eine große völkerrechtliche Zukunft verliehen“ hat; hierzu Gruchmann, S. 51 ff.; Schwabe, S. 317 ff.; Bernd Rütters, Carl Schmitt im Dritten Reich, München 1989, S. 83 ff.

<sup>58</sup> Die philosophischen Prämissen Schmitts sind analysiert bei Hasso Hofmann, Legitimität gegen Legalität. Der Weg der politischen Philosophie Carl Schmitts, Neuwied/Berlin 1964, S. 215 ff.; ders., Art. Carl Schmitt, in: Staatslexikon<sup>7</sup> IV (1988), Sp. 1052 ff.; dort zu Schmitts Wendung zum Völkerrecht die treffende Feststellung: „1939 wurde der Ordnungsgedanke geopolitisch ausgedehnt und später („Land und Meer“) geschichtsphilosophisch überhöht. ‚Reich‘ und ‚Großraum‘ verdrängen den ‚Staat‘ aus seiner zentralen begrifflichen Position; an die Stelle der ‚Dezision‘ tritt der geschichtliche ‚Nomos‘ eines Raums und einer Epoche“ (Sp. 1054).

<sup>59</sup> Gleichwohl ist festzuhalten, daß Schmitt „nicht die offizielle Doktrin des Dritten Reiches zu jener Zeit“ lieferte. „Die SS-Ideologen wollten nicht völkerrechtliche, sondern völkische Großraumordnungen“ (Matthias Kaufmann, Recht ohne Regel? Die philosophischen Prinzipien in Carl Schmitts Staats- und Rechtslehre, Freiburg/München 1988, S. 366 ff. mit Anm. 227). Zu den Rivalitäten zwischen dem NS-Staat nahestehenden Juristen und dem Streit der historischen und geopolitischen Schulen siehe Rütters (Anm. 57), S. 58 ff., 79 ff.; Schwabe, S. 313 ff.

<sup>60</sup> Zitat bei Gerd Roellecke, Der Nationalsozialismus als politisches Layout der Bundesrepublik Deutschland, in: Der Staat 28 (1989), S. 520, Anm. 34.

<sup>61</sup> Reichlich Material bieten die Nationalsozialistischen Monatshefte.

<sup>62</sup> Max Scheler, Die Ursachen des Deutschenhasses. Eine nationalpädagogische Erörterung, Leipzig 1917.

<sup>63</sup> Robert Ley, Unser Sozialismus – der Haß der Welt, Berlin<sup>4</sup> 1943 (eine Kriegsbroschüre in Millionenaufgabe!).

er „der Haß der Welt“. „Nun frage ich euch, schaffende deutsche Menschen, hat der Nationalsozialismus sein Wort gehalten, haben wir den Kapitalismus zerschlagen oder nicht? ... Die Macht des Geldes ist gebrochen ... Bei uns gelten nur die Arbeit und ihr Träger.“ „Weil wir die Schande und die Niederlage von Versailles bis zur Neige ausgekostet haben, können wir Deutsche die Freiheit so recht einschätzen und bewerten. Diese Freiheit lautet: Vernichtung des Kapitalismus, Ausrottung der Plutokratie, und damit die Voraussetzung schaffen, daß ein sozialistisches Deutschland gebaut werden kann.“<sup>64</sup>

#### IV

Im ganzen erscheint das deutsch-idealistische, nationale, von Fichte oder Nietzsche inspirierte Vokabular der Ideen von 1914 im Zweiten Weltkrieg nur noch in verzerrter, vielfältig gebrochener Form. An die Stelle einer nationalen Pädagogik, einer Kriegs- und Geschichtsmetaphysik, eines Glaubens an die deutsche Sendung sind die groben Begriffe von Geopolitik, Biologie und Rassenlehre getreten. Lebensordnung, Volksordnung, Raumordnung – diese Ordnungspostulate werden unablässig gegen die Freiheiten der liberalen Demokratie, gegen die individuelle Selbstbestimmung des Bürgers ausgespielt. Alles versinkt im Konkreten und Ultra-Konkreten, im Völkischen, Geschichtlichen, im Strom des Lebens und der Rasse. Nirgends eine universelle Idee, ein Begriff von Vernunft und Freiheit, ein Bild des Menschen jenseits völkischer Begrenzungen und räumlicher Schranken.

Eine solche Reduktion von Politik, Staat, Internationalität auf Natur-Aspekte konnte nicht von Dauer sein. Zu sehr war die Welt selbst in der Zeit des Zweiten Weltkriegs bereits ein Ganzes geworden, zu sehr war jeder Teil mit dem anderen verflochten, als daß sie sich noch einmal – und auf Dauer – in Kontinente, Imperien, Großmächte mit „Interventionsverboten“ aufgliedern ließ. Und schon gar nicht eignete sich die Rassenidee zu einer – sei es auch nur geopolitischen oder ethnogeographischen – Neuordnung der Welt. Der Versuch, sie mit Gewalt, Brutalität und Terror durchzusetzen – buchstäblich gegen den Rest der Welt –, mußte schließlich im Chaos, in einer mutwilligen und unabwendbaren Selbstzerstörung enden. Am Ende stürzte das „blutgefügte Reich“ – längst nicht mehr Ordnungsmacht, sondern Opfer seines eigenen Vernichtungswillens – unvermeidlich in sich zusammen<sup>65</sup>.

Und im Zug der eigenen Selbstzerstörung ging auch der „Genius des Krieges“ – oder was von ihm noch übrig geblieben war – unter. Dies nicht nur wegen der gewaltig gewachsenen Technisierung und Totalisierung des Krieges, die sich schon

<sup>64</sup> Ley, S. 3, 19, 24.

<sup>65</sup> Vgl. den „Leitspruch“ von Oskar Loerke (1940):

Jedes blutgefügte Reich  
Sinkt ein, dem Maulwurfshügel gleich.  
Jedes lichtgeborne Wort  
Wirkt durch das Dunkel fort und fort.

im Ersten Weltkrieg angekündigt hatten<sup>66</sup>. Entscheidend war die Wendung nach innen: die Verwischung der Grenzen zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten im Bombenkrieg, die Zerstörung aller Kriegsregeln im Untergrund- und Partisanenkrieg, vor allem aber die maschinenmäßige Vernichtung rassischer Minderheiten, in erster Linie der Juden, *im Krieg* – dies alles hatte den Krieg selbst, den einstmaligen ritterlichen Kampf, desavouiert und ausgelöscht. Niemand hat das deutlicher gespürt und entschiedener formuliert als Ernst Jünger, der *poeta-soldato* der deutschen Literatur. Er schrieb am Jahresende 1942 im kaukasischen Kutais folgende Zeilen in sein Tagebuch:

„Am Abend Sylvesterfeier im Stabsquartier. Ich sah hier wieder, daß reine Festfreude in diesen Jahren nicht möglich ist. So erzählte der General Müller von den ungeheuerlichen Schandtaten des Sicherheitsdienstes nach der Eroberung von Kiew. Auch wurden wieder die Giftgastunnels erwähnt, in die mit Juden besetzte Züge einfahren. Da sind Gerüchte, doch sicher finden Ausmordungen im größten Umfang statt . . . Wenn man in solche Einzelschicksale hineingesehen hat und dann die Ziffern ahnt, in denen die Ermordung in den Schinderhütten sich vollzieht, eröffnet sich die Aussicht auf eine Potenzierung des Leidens, vor der man die Arme sinken läßt. Ein Ekel ergreift mich dann vor den Uniformen, den Schulterstücken, den Orden, dem Wein, den Waffen, deren Glanz ich so geliebt habe. Das alte Rittertum ist tot . . . Der Mensch hat also jenen Stand erreicht, den Dostojewski im Raskolnikow beschrieben hat. Dann sieht er seinesgleichen als Ungeziefer an. Gerade davor muß er sich hüten, wenn er nicht in die Insektensphäre hineingeraten will. Es gilt ja von ihm und seinen Opfern das alte, ungeheure: „Das bist Du.“<sup>67</sup>

So hat es denn auch, als die Peripetie des Zweiten Weltkriegs herannahte, in Deutschland nicht oder kaum das gegeben, was das Ende des Ersten Weltkriegs und den Beginn der Weimarer Republik kennzeichnete: Trotz, Verweigerung, Nicht-Akzeptanz, Revanchismus und Revisionismus. Damals, in den ersten Nachkriegsjahren, beschwor Stefan George in seinem Gedicht „Die Toten“ die Wiederkehr der im Krieg Gefallenen:

Wenn je dieses Volk sich	aus feigem erschlaffen
Sein selber erinnert	der Kür und der Sende
Wird sich ihm eröffnen	die göttliche Deutung
Unsagbaren Grauens . . .	

Die Toten, die Helden, die Helden – sie kehren in Georges Versen zurück als der „schrecklichste Schrecken“ –, und das Geschlecht, dem sie begegnen, spürt „im

<sup>66</sup> Hans-Peter Schwarz (Anm. 2) sieht im Ersten Weltkrieg die „Grenzscheide“ zwischen dem alteuropäischen und dem jüngeren, unter „Rechtfertigungszwang“ stehenden Patriotismus: Nach 1918 ist der Krieg „nicht mehr unschuldig, sondern ambivalent, nicht mehr naiv, sondern entweder übersteigert, oder der zusätzlichen Rechtfertigung durch politische Weltanschauungen bedürftig, er ist heftig angefochten und von schleichender Erosion bedroht“ (S. 27).

<sup>67</sup> Ernst Jünger, *Strahlungen*, Tübingen 1949; Eintragung vom 31. 12. 1942.



geweide den hunger nach ehre“<sup>68</sup>. Das kann man als eine poetische Paraphrase dessen nehmen, was Ernst Fraenkel die Belastungen der parlamentarischen Demokratie – und speziell der Weimarer Demokratie – in Deutschland genannt hat<sup>69</sup>. Sie galt vielen nur als ein armseliger Übergang von alter verlorener zu neuer, mit allen Mitteln *wiederzugewinnender* deutscher Größe. So lebte man politisch-psychologisch entweder noch in der Vergangenheit oder schon in der Zukunft – eine Lage, in der sich eine pragmatische Demokratie nur schwer stabilisieren kann.

Das ist in den Jahren 1944/45 gänzlich anders, und dafür mag ein letztes Zeugnis stehen. Vom März bis Juni 1944 schreibt der Stabsarzt Gottfried Benn – einst Nazi-Sympathisant, inzwischen längst mit Schreibverbot belegt und aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen – in Landsberg an der Warthe an seinem „Roman des Phänotyp“. In einer Nachschrift schildert er distanziert den Standort des Autors: „... er wohnte in einer östlichen Kaserne, bekam Truppenverpflegung ... er war also wohlversorgt, sein Zimmer ging auf einen Exerzierplatz, auf dem die Allgemeinheit ihre Ideen betrieb.“ Der Autor genießt die östliche Landschaft, die weiten Ebenen, Wälder, Flüsse, die sich bis nach Asien dehnen. „Da hielt er: die Angel nicht mehr ausgelegt, die Wasser zogen, ja ganze Tage wässerten in entrücktem Schweigen, ohne Ungeduld.“

In diese Stimmung bricht die Meldung über die Invasion in der Normandie ein. Benn registriert sie mit den Worten: „Und in der Normandie begann die große Schlacht, die ihm die Freiheit wiedergeben sollte, nicht die einzig wahre, die absolute Freiheit, aber die, in der er großgeworden war und ebenso die Genossen, mit denen er das Leben begonnen hatte.“<sup>69</sup>

Das ist, nach den Höhenflügen und Exklusivitäten deutscher Philosophen und Dichter in den Jahrzehnten vorher, ein erstaunlich bescheidener, ein fast demütiger Abgesang. In ihm wird die Niederlage frank und frei in Kauf genommen. Dem entspricht ein freieres Verhältnis zu politischen Überlieferungen. Wenige Seiten später nimmt Benn das Preußentum mit seinen „ethischen Aufdringlichkeiten“ aufs Korn<sup>70</sup>. Die Rede von der deutschen Tiefe wird gründlich zerzaust<sup>71</sup>. Der Autor plädiert für eine „europäische Oberfläche, die ferne leuchtet“, für den nackten Ausdruck, den „Olymp des Scheins“<sup>72</sup>.

Das ist, in ästhetischer Verkleidung, die Rückkehr zur Normallage, die Anerken-

<sup>68</sup> Stefan George, An die Toten, in: Drei Gesänge, Berlin 1921.

<sup>69</sup> G. Benn, Roman des Phänotyp (= Das Hauptwerk, Bd. III, Prosa, Szenen, hrsg. von Marguerite Schlüter, Wiesbaden 1980, S. 118 ff.) Das Zitat S. 154 f.

<sup>70</sup> „Dürftig, gedrückt und frömmelnd, gelingt es dem Preußentum, das Kieferne, das Märkische aus dem deutschen Wesen herauszumendeln und, was als moralische Beimischung und Strömung vielleicht nicht ohne Wert sein könnte, als reine Sendung zu vertreten. An diesem Phänotyp sollte dann die barocke und die orthodoxe, die insulare, die romanische und die Mittelmeerwelt genesen“ (Benn, Phänotyp, S. 168).

<sup>71</sup> „... ihre Sepia, ihre Tinte, mit der sie ihren mangelhaften Umriss decken: Tiefe, die Schicht des Innigen, die Sache der Not“ (ebenda, S. 169).

<sup>72</sup> Ebenda, S. 170.

nung alltäglicher Freiheit, die Preisgabe, in Bennis Worten, des Innigen und der Not. Die deutsche Geschichte, nicht mehr ein unergründlicher Adlerflug, mündet in den ganz gewöhnlichen Weltlauf ein – und damit endet die Historie der „Ideen von 1914“ ebenso wie die der Nicht-Ideen von 1939<sup>73</sup>.

<sup>73</sup> Nochmals tritt in Josef Goebbels' Broschüre „Dreißig Kriegsartikel für das Deutsche Volk“ (1943) der Gegensatz von 1914 und 1939 holzschnittartig hervor. 1914 (bei Rudolf Eucken) die Notwendigkeit der Erhaltung „deutscher Art“ im Interesse der *Weltgeschichte*; bei Goebbels dagegen das Diktum: „Dieser Krieg ist ein Verteidigungskrieg (!). Er ist uns von unseren Feinden aufgezwungen worden zu dem Zweck, uns jede nationale Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit abzuschneiden. Wenn es ihm gelänge, dieses Ziel zu erreichen, so hätte damit die heutige Generation alles das verspielt, was vor ihr ungezählte deutsche Generationen in einem jahrtausendelangen Lebenskampf erworben und durch mühe- und opfervollen Fleiß aufgebaut haben. Im Schlußkapitel der Geschichte unseres Volkes würde dann nur noch unsere Schmach und Schande verzeichnet werden“ (Art. 3).